

Willi Jung / Michel Lichtlé (Hg.)

Der Rhein - Le Rhin

Im deutsch-französischen Perspektivenwechsel -
Regards croisés franco-allemands

Bonn University Press



V&R unipress



unipress

Deutschland und Frankreich im wissenschaftlichen Dialog
Le dialogue scientifique franco-allemand

Band / Volume 8

Herausgegeben von Véronique Gély, Willi Jung,
Françoise Rétif, Catherine Robert und Nicolas Wernert
Collection dirigée par Véronique Gély, Willi Jung,
Françoise Rétif, Catherine Robert et Nicolas Wernert

Willi Jung / Michel Lichtlé (Hg.)

Der Rhein – Le Rhin

Im deutsch-französischen Perspektivenwechsel –
Regards croisés franco-allemands

Mit 43 Abbildungen

V&R unipress

Bonn University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Landesregierung Nordrhein-Westfalen, des Landschaftsverbands Rheinland und des Büros für Hochschulkooperation der französischen Botschaft (Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland)

© 2019, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Bernard Joubert: Peinture de peinture – Andernach (2012), d'après Andernach de Victor Hugo
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck
Printed in the EU.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2198-5421
ISBN 978-3-8470-9842-3

Inhalt

Einleitung 9

I. Statt einer Einführung / En guise d'introduction

André Vanoncini (Bâle)

Le Rhin de Lucien Febvre : de la mythocritique à l'écriture innovatrice . . . 23

Christian Schmitt (Bonn)

RHENUS – Missverständliches und Missverständnisse 35

Marie-Louise von Plessen (Saint-Firmin-sur-Loire)

Der Rhein als europäische Flussbiografie. Eine kulturhistorische
Ausstellung 45

II. Geschichte und Politik / Histoire et politique

Manfred Groten (Bonn)

Die nördlichen Rheinlande und Frankreich im Hochmittelalter 65

Françoise Mélonio (Paris)

De la démocratie en Europe : les voyages d'Alexis de Tocqueville en
Rhénanie 79

Thomas P. Becker (Bonn)

Klara Marie Faßbinder – Eine Rheinländerin als Mittlerin zwischen
Deutschland und Frankreich 95

Ulrich Lappenküper (Hamburg)

Vom »Grenzfluss« zum »Verbindungsstrom«: Der Rhein in der
Außenpolitik Konrad Adenauers und Charles de Gaulles 121

Jean-Paul Cahn (Paris)	
Konrad Adenauer le Rhéнан	137

III. Literatur und Kultur / Littérature et culture

Stefania Acciaioli (Bonn)	
Aurelio De' Giorgi Bertolas »Viaggio sul Reno e ne' suoi contorni« (1795)	147
Roland Alexander Ifsler (Bonn)	
Europas Strom, aber nicht Europas Grenze. Zur Genese einer europäischen Sicht auf den Rhein zwischen Rheinromantik und deutsch-französischer Rheinkrise	161
Michel Lichtlé (Paris)	
Le Rhin dans la pensée de Balzac	205
Arlette Michel (Paris)	
Nerval, le Rhin et le voyage romantique	223
Wolfgang Matzat (Tübingen)	
Verfremdung und Aneignung in Victor Hugos <i>Le Rhin</i> . Reisebericht zwischen Realität und Imagination	233
Patrizio Collini (Florenz)	
Wellenrausch. Romantische Metamorphosen in Wagners <i>Rheingold</i>	245
Helmut Meter (Klagenfurt)	
Beginnende Modernität. Apollinares Rheinland-Gedicht »Le Dôme de Cologne«	251
Henryk Chudak (Varsovie)	
Barrès 1920 : pour une Rhénanie à la française	269
Willi Jung (Bonn)	
»Ce pays est ennuyeux«. Zu Paul Morands Nouvelle <i>Les plaisirs rhénans</i>	277
Irene Kann (Düsseldorf)	
Der Rhein als Fluss des Erzählens. Zur Roman-Tetralogie von Ulla Hahn	293

**IV. Der Rhein und die Seine als Orte des Exils / Le Rhin et la Seine
comme lieux d'exil**

Mechthild Albert (Bonn)

Entre Paris, Coblenz et Mayence – Les exils à l'époque révolutionnaire . . . 333

Michel Delon (Paris)

Le Rhin des émigrés : Sénac de Meilhan (1797) et Bilderbeck (1807) . . . 349

Stéphanie Genand (Rouen)

Sur les rives de l'histoire : L'exil au bord du Rhin et les désordres du
temps (1803–1810) 363

Lucien Calvié (Toulouse)

Henri Heine et l'exil 373

Bernd Kortländer (Düsseldorf)

Ein Gott im Exil. Heines Pariser Exil nach 1848 397

Jean-Paul Cahn (Paris)

Les derniers émigrés français dans les régions rhénanes 407

V. Statt eines Epilogs / En guise d'épilogue

Johannes Birkhölzer (Wuppertal) / Mit einer Einführung von

Matthias Schmandt (Bingen)

Rheinansichten – neu gesehen 423

Autorinnen und Autoren 439

Einleitung

Flüsse hatten schon immer eine große Bedeutung für den Menschen, daher sind sie in Geschichte und Gegenwart auch zum Gegenstand von Kunst, Literatur und Wissenschaft geworden. Der Rhein verbindet als europäischer Fluss die Schweiz, Deutschland, Frankreich und die Niederlande mit der Nordsee, und schon daraus ergibt sich seine polyvalente Funktion für Schifffahrt und Verkehr, Wirtschaft und Handel, Austausch und Abgrenzung, nicht zuletzt auch für das Mit- und Gegeneinander der Anrainerstaaten.¹ Der vorliegende Sammelband kann natürlich nicht auf die zahlreichen Aspekte der Rheinthematik eingehen; in ihm kommen Philologen, Kulturwissenschaftler, Historiker und Vertreter anderer Disziplinen aus Deutschland und Frankreich zu Wort, deren Beiträge einerseits traditionelle Rheinbilder reflektieren und andererseits den Blick auf diesen deutsch-französischen und europäischen Strom par excellence um neue Perspektiven erweitern. Sie führen den Leser an den Rhein als eine Initiations- und Inspirationsquelle, einen Grenzfluss, einen heiligen Fluss², der visionäre und reale Welten voneinander trennt oder wieder miteinander vereint.³ Sie zeigen aus dem deutsch-französischen Blickwinkel den Fluss als Lebenselixier und Erotikon, aber auch seine todbringende Gewalt, und darüber hinaus die Flusslandschaft als einen Ort der Zuflucht und des Exils. Vor allem aber zeigen sie, wie der Rhein den deutsch-französischen Dialog über Jahrhunderte hinweg aufrechterhalten und revitalisiert hat und zu einem Strom der deutsch-französischen Freundschaft wurde. So wurde der Rhein auch metaphorisch zu einer Brücke zwischen beiden Ländern. Heinrich Böll, der große rheinische Dichter, sieht darin auch für uns Heutige eine Verpflichtung, an dem römischen Erbe der »Brückenbauer« festzuhalten. In seinen *Briefen aus dem Rheinland* schreibt er:

1 Zum Rhein allgemein und insbesondere kulturgeographisch vgl. Tümmers, Horst Johannes, *Der Rhein. Ein europäischer Fluß und seine Geschichte*. München, Beck ²1999 (¹1994).

2 »Ganges Europas, heiliger Strom!« *Der literarische Rhein (1900–1933)*. Hg. von Sabine Brenner, Gertrude Cepl-Kaufmann, Bernd Kortländer. Düsseldorf, Droste 2001.

3 Zum Fluss allgemein s. die Anthologie von Seiderer, Ute (Hg.), *Panta rhei. Der Fluß und seine Bilder*. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch. Leipzig, Reclam 1999.

Der Rhein ist männlichen Geschlechts, keltisch ist sein Name, römischen Ursprungs sind die Städte an seinen Ufern. Die Römer brachten den Stein, pflasterten Straßen, bauten Paläste, Lager, Tempel und Villen. In Steinen brachten sie den vergeblichen Traum von Dauer, Steine blieben als Zeichen ihrer vergangenen Herrschaft. Den deutschen Kaisern hinterließen sie die Erbschaft: Herrschen bedeutet bauen und Gesetze geben. Auf Flößen rheinabwärts, die Nebentäler hinauf, brachten die Römer Marmorblöcke, fertige Säulen, Kapitelle – und die Lex. Der Rhein war Straße und Grenze zugleich, nicht Grenze Deutschlands, nicht Sprachgrenze, er trennt anderes voneinander als Sprachen und Nationen. Der Rhein hat nichts von der fälschlicherweise sprichwörtlichen rheinischen Verbindlichkeit. Bis in die Neuzeit hinein, die ein sechshundert Meter breites Wasser als kein Hindernis erachtete, bewies er, daß er Grenze ist. Im Jahre des Heils 1945 war es kein geringeres Abenteuer, als es zur Römerzeit gewesen sein muß, von einem Ufer auf das andere zu gelangen. Die Römer, erfahrene Eroberer, glaubten zu wissen, wodurch dieser breit dahinfließende, wilde Fluß zu zähmen sei: durch Brücken.⁴

Wie Brücken im wörtlichen Sinne Ufer verbinden, so tragen sie auch im metaphorischen Sinne zur Verständigung der an ihren Ufern lebenden Menschen bei. Das Bewusstsein des Verbindenden aufrecht zu erhalten bleibt auf Dauer eine der vordringlichen Aufgaben der »Brückenbauer«.⁵ Das Rheinland gilt als einer der deutsch-französischen Erinnerungsorte (*lieux de mémoire*) par excellence. Der französische Historiker Lucien Febvre sah in ihm 1935 die Nahtstelle zwischen Frankreich und Deutschland: »S'il est vrai, pour tout dire, que les traits généraux, de leur histoire, la France et l'Allemagne les ont inscrits sur les deux feuillets d'un même dyptique, comment ne pas prêter toute son attention à ce qui en est la charnière: la région rhénane?«⁶ Die Scharnier-Metapher Febvres bringt die Funktion des Rheinlandes als Verbindung zwischen beiden Ländern bildhaft zum Ausdruck. Ausgehend von dieser Fokussierung untersucht der vorliegende Band vor dem Hintergrund der deutsch-französischen Beziehungen im Allgemeinen Aspekte der vielfältigen kulturellen und historischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Rheinland im Besonderen.⁷ Dabei wird der

4 Böll, Heinrich, »Der Rhein«, in H.B., *Briefe aus dem Rheinland*. Schriften und Reden 1960–1963. München, dtv, 1985 (Köln, Kiepenheuer & Witsch¹1978), S. 18.

5 Vgl hierzu Goldschmidt, Georges-Arthur, *La traversée des fleuves*. Autobiographie. Seuil 1999 (dt. Übersetzung: *Über die Flüsse*. Autobiographie. Zürich, Ammann 2001). Über Brücken als historische Orte siehe jetzt Holl, Karl/Kloft, Hans (Hg.), *Elbe, Rhein und Delaware. Flüsse und Flussübergänge als Orte der Erinnerung*. Bremen, Edition Lumière 2017.

6 Febvre, Lucien, *Der Rhein und seine Geschichte*. Frankfurt/Main 1994, S.217. Die deutsche Übersetzung von Peter Schöttler enthält nicht die von A.Demangeon verfassten Kapitel der Originalausgabe: Demangeon, Albert/Febvre, Lucien, *Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie*. Paris, Armand Colin 1935. Siehe ausführlich hierzu den Beitrag von A.Vanoncini in diesem Band.

7 Jansen, Wilhelm, *Kleine Rheinische Geschichte*. Düsseldorf 1997; Valentin, Jean-Marie, »Der Rhein«, in *Esprit/Geist. 100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen*. München 1989, S. 98–107; Wunderlich, Heike/Mondot, Jean (Hg.), *Deutsch-französische Begegnungen am*

deutschen und französischen Rheinliteratur besondere Aufmerksamkeit zuteil. Der Band versammelt vor allem Beiträge interdisziplinärer deutsch-französischer Begegnungen an den Universitäten Bonn und Paris-Sorbonne. Aufgenommen wurden darüber hinaus auch Gastvorträge an beiden Universitäten sowie Beiträge, die eigens für diesen Band verfasst worden sind. Den Autoren wurden keine Auflagen hinsichtlich des Umfangs und der thematischen Ausrichtung ihres Beitrages gemacht; das erklärt zum einen die Heterogenität der Beiträge, zum anderen aber auch unterschiedliche Zugangsweisen zur selbst gewählten Thematik. Der Band erhebt natürlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, zu vielfältig sind die Themen und Bereiche, für die das Thema Rhein insgesamt steht. Aufgrund ihrer inhaltlichen Schwerpunktsetzungen wurden die Beiträge drei Themenblöcken zugeordnet: Geschichte und Politik, Literatur und Kultur sowie der Rhein und die Seine als Orte des Exils.

Als Ouvertüre oder Einführung findet der Leser zunächst in Kapitel I drei unterschiedliche Zugänge zur Rhein-Thematik. André Vanoncini befasst sich mit einem Klassiker der Rhein-Literatur, bis heute ein Standardwerk im deutsch-französischen Kontext. Lucien Febvres bereits zitiertes Rheinbuch dekonstruiert traditionelle Rheinmythen, sein methodisches Vorgehen kann nach Vanoncini bereits als transdisziplinär bezeichnet werden. Das war sicherlich ein Novum in den für die deutsch-französischen Beziehungen schwierigen dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Vanoncini bescheinigt Febvres Buch neben der gelungenen thematischen Erschließung des Sujets auch große literarische Qualitäten. Christian Schmitts Arbeit am »Fluvius Rhenus« zielt auf »Missverständliches und Missverständnisse aus linguistischer Sicht«. In der Frühgeschichte Westeuropas scheint für ihn der Rhein weitgehend aus dem Bewusstsein der Franzosen und Deutschen getreten zu sein: Historiker, Dichter, Politiker und Sprachwissenschaftler kennen ihn nicht als Grenzfluss oder Mittler von Sprache und Kultur. Abgesehen etwa von etymologischen Streitigkeiten zwischen Hunger(us) und Bovelles (1533), bei denen es um die Bewertung von Lehnwortschatz ging, spielt der Fluss keine besondere Rolle. Das ändert sich nach Schmitt erst mit Ludwig XIV., der seine besondere Aufmerksamkeit der Expansion der Ostgrenzen seines Reiches widmet. Der König nimmt die durch Annexion im Osten, Norden, Süden und Westen zu französischen Neubürgern gewordenen Einwohner in den Club von »ces étrangers qui ont fait la France« auf und lässt sie an der französischen Nationalgeschichte partizipieren. Marie-Louise von Plessen, die Kuratorin der großen Bonner Rhein-Ausstellung in der Kunsthalle der Bundesrepublik Deutschland 2016/2017, analysiert im Rückblick diese kulturhistorische Ausstellung, die den Rhein als europäische Flussbiografie darzu-

Rhein 1700–1789 / Rencontres franco-allemandes dans l'espace rhénan entre 1700 et 1789. Heidelberg 1994.

stellen sich zur Aufgabe gemacht hatte. In insgesamt zwölf Abteilungen wurden folgende Aspekte behandelt: 1. Navigation und Verbauung, 2. Strom der Römer, 3. Strom der Kirche, 4. Strom der Kaiser, 5. Strom der Händler, 6. Rheingold, 7. Residenzen und Festungen: Versailles am Rhein, 8. Marianne und Germania am Rhein, 9. Industrie, 10. Vater Rhein, 11. Wacht am Rhein: Brüche und Allianzen, 12. Europa am Rhein. Ihr Beitrag lässt diese Schwerpunkte der Rhein-Ausstellung für den Leser noch einmal lebendig werden, zumal sie auch anhand zahlreicher Illustrationen dokumentiert sind.

Kapitel II enthält fünf Beiträge zu Themen aus Geschichte und Politik. In diesem wie auch in den anderen Kapiteln sind die Beiträge nach Möglichkeit in einer chronologischen Folge geordnet. Manfred Groten behandelt die Beziehungen der nördlichen Rheinlande und Frankreichs im Hochmittelalter. Ausgehend von ihren gemeinsamen Wurzeln im fränkischen Reich werden die Sonderbeziehungen einer Geschichtslandschaft mit Frankreich erörtert. Besonders eng waren nach Groten die Beziehungen im Bereich der Kultur. So wurden insbesondere die Champagne und das Rheinland im Hochmittelalter zu europäischen Brückenlandschaften mit den großen Kathedralen Laon, Reims und Köln. Françoise Mélonio weist in ihrem Beitrag darauf hin, dass für Alexis de Tocqueville Geschichte und politische Wissenschaften nur als komparatistische Wissenschaften denkbar sind. Man kennt vor allem seine Werke über Amerika, England, Irland, Algerien und Indien. Mélonio geht auf einen weniger bekannten Aspekt aus dem Leben dieses Wissenschaftlers ein, seinen Aufenthalt an der Universität Bonn im Jahre 1854, dessen Anlass das Studium des alten politischen Systems in Deutschland war. Seine späte Entdeckung Deutschlands, und zwar im Rheinland, erlaubt ihm eine neue Geschichte Europas zu denken, aus der sozusagen ein politisch liberales Europa entstehen soll. Thomas Becker zeichnet den Lebensweg von Klara Marie Faßbinder nach, einer Alumna der Bonner Universität und späteren Professorin an der Pädagogischen Hochschule Bonn, die eine »Brückenbauerin« zwischen Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert wurde. Sie war zugleich eine begnadete Claudel-Übersetzerin. Ihre tiefe Liebe zu Frankreich brachte sie immer wieder in Schwierigkeiten mit den Mächtigen in Deutschland. Ulrich Lappenküper geht es in seinem Beitrag um die politische Rolle des Rheins in der Außenpolitik der beiden großen Politiker des 20. Jahrhunderts, Konrad Adenauer und Charles de Gaulle. Signifikant ist der von ihm gewählte Titel »Vom Grenzfluss zum Verbindungstrom«, der auf jahrhundertalte Kontroversen zwischen Deutschland und Frankreich anspielt, die mit dem Elysée-Vertrag hoffentlich für immer ein historisches Ende gefunden haben. Lappenküper unterstreicht die zentrale Rolle der Rheinland-Frage, die in der Nachkriegszeit nach 1945 auch im Wirken des französischen Außenministers Robert Schuman für die neue Architektur Europas eine zentrale Rolle spielte. Die »neue Brücke« über den Rhein in einem metaphorischen Sinne, wie Lap-

penkäufer formuliert, haben Adenauer und de Gaulle gebaut. Jean-Paul Cahn widmet sich aus französischer Perspektive dem großen Kanzler Konrad Adenauer, den er einerseits in seiner zentralen Bedeutung für das Rheinland und andererseits in seiner wichtigen Rolle für die werdende Bundesrepublik darstellt. In De Gaulle sieht er für Konrad Adenauer eine wichtige politische Referenz, zumal beide politisch noch im 19. Jahrhundert verwurzelt sind. Cahn sieht in der internationalen Politik Adenauers vor allem einen politischen Pragmatismus am Werk; nicht zuletzt in seinen rheinischen Wurzeln identifiziert er die Triebfeder seiner Westintegrationspolitik.

Mit zehn Beiträgen bildet Kapitel III unter der Überschrift »Literatur und Kultur« einen thematischen Schwerpunkt in diesem Sammelband.⁸ Stefania Acciaioli befasst sich mit einem für die Rheinliteratur des 19. Jahrhunderts wichtigen Vorläufer, dem Italiener Aurelio De' Giorgi Bertolà und seinem Werk »Viaggio sul Reno e ne' suoi contorni« von 1795. Neben diesem berühmten gewordenen Werk gilt Bertolà auch als Vermittler zwischen der europäischen Vorromantik und der italienischen Literatur. Neben seiner Übersetzungsarbeit aus dem Deutschen ist er auch mit seiner *Idea della bella letteratura alemanna* (1784) Verfasser der ersten deutschen Literaturgeschichte in Italien. Roland Ißler bezieht in seinem umfangreichen Beitrag zur literarischen Kontroverse über das Rheinthema in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch die europäische Sicht auf den Rhein mit ein. Neben der patriotischen Banalisierung in der literarischen Rheinromantik stehen nationalistische Lieder und Gedichte im Zentrum seiner Analysen; zugleich berücksichtigt er auch kosmopolitische Visionen, die supranationale Verständigungsbemühungen kommender Generationen prägen werden. Michel Lichtlé zeigt beispielhaft anhand des Werkes des großen französischen Realisten Honoré de Balzac, welche Rolle der Rhein im Denken seines Autors einnimmt. Balzac ist ganz dem Denken des 19. Jahrhunderts verhaftet, das mit seinem Konzept der natürlichen Grenzen Frankreichs bis auf Caesars *De bello gallico* zurückreicht. In einem Brief an Madame Hanska gesteht Balzac, wie wenig er das (politische) Deutschland liebt. Aber mit seiner Novelle *L'auberge rouge*, die im Zentrum von Lichtlés Beitrag steht, hat er uns ein literarisches Zeugnis seines positiven Rheinerlebnisses hinterlassen. Arlette Michel widmet sich einem Übersetzer aus dem Deutschen und einem großen französischen Dichter des 19. Jahrhunderts, Gérard de Nerval. Er unternahm viele Reisen ins rheinische Deutschland, das er seine »zweite Mutter« nannte. Darüber berichtet er in *Lorely. Souvenirs d'Allemagne* von 1852. Der Autorin geht es einerseits um das Konzept des Reiseberichts bei Nerval und andererseits um die

8 Aus der Vielzahl der literarischen Anthologien sei verwiesen auf Schneider, Helmut J. (Hg.), *Der Rhein*. Frankfurt/Main 1983 (it 624); von Soden, Kristine, *Der Rhein. Eine literarische Reise von Mainz bis Köln*. Stuttgart, Klett-Cotta 2000.

Frage, warum aktuelle Bilder hinter den Erinnerungen zurückstehen, sodass ein etwas überholtes Deutschlandbild entsteht. In der deutsch-französischen Rheinliteratur ist vielleicht kein Werk so bekannt wie *Le Rhin* von Victor Hugo, das Wolfgang Matzat einer genaueren Analyse unterzieht. Victor Hugos Text wurde zum ersten Mal 1842 und dann in einer überarbeiteten Fassung 1845 veröffentlicht. Es handelt sich dabei um einen Reisebericht in Form von 39 an einen Pariser Freund adressierten Briefen, der durch eine umfangreiche ›Conclusion‹ ergänzt wird. Die in Hugos Text dargestellte Reise hat allerdings so nicht stattgefunden. Daher siedelt Matzat diesen Reisebericht zwischen Realität und Imagination an und geht auch auf die Eigenart romantischer Reiseschilderungen ein. Neben Aspekten rheinländischer Alterität und den Wonnen der Ursprünglichkeit analysiert er in diesen fiktiven Briefen die Dialektik von Verfremdung und Aneignung sowie die Kontroverse um den französisch-deutschen Rhein. Patrizio Collini sieht Wagners *Ring* im Banne einer Flut- und Endkatastrophe, die – von der Macht- und Goldgier bewirkt – in der Schlusszene der Tetralogie in die Rheinüberschwemmung mündet, die gleich dem Urozean die ganze Welt überflutet. Das *Rheingold* stellt nach Collini innerhalb von Wagners Theater eine markante Wende dar. Der Kunstbegriff und die Musik werden hier feminisiert, ihre Statthalter sind Frauen. Das Kunstobjekt ist nicht eindeutig und ausschließlich mit dem verhängnisvollen Rheingold zu identifizieren, es ist eins mit den »goldenen« Wellen des Rheins, der bei Wagner – entgegen der traditionellen, männlichen Mythologie vom »Vater Rhein« – als Frauenreich vorgestellt wird. Der Beitrag von Helmut Meter behandelt ein zentrales Rheinlandgedicht von Guillaume Apollinaire, »Le Dôme de Cologne«, in dem er beispielhaft Elemente der Modernität in der Lyrik des beginnenden 20. Jahrhunderts ausmacht. Apollinaires Gedicht über den Kölner Dom ist während seines einjährigen Aufenthalts als Privatlehrer im Hause von Madame de Milhau bei Bad Honnef vor mehr als 100 Jahren entstanden. Das komplexe und assoziationsreiche Gedicht gestaltet den Kölner Dom als Ausgangs- und Fluchtpunkt einer rheinischen Szenerie, die aufgrund von Andeutungen und Konnotationen Konturen annimmt. Zum kompositorischen Muster wird dabei die Dialektik von städtischem Zentrum und zugeordneter Peripherie. Henryk Chudak befasst sich mit einem für die deutsch-französische Rheinproblematik zentralen Text von Maurice Barrès, *Le Génie du Rhin*. Dessen Verfasser hatte 1920 an der Universität Strasbourg einige Vorträge über das Rheinland gehalten, in denen er auf die engen Beziehungen dieser Region mit Frankreich hinwies. Der in Charmes-sur-Moselle in den Vogesen geborene Barrès hatte Zeit seines Lebens eine starke Sympathie für die Landschaft an Rhein und Mosel. In seinen Texten ist der Rhein eine geopolitische, ideologische und auch kulturelle Grenze vor dem Hintergrund eines Dualismus von Germania und Jeanne d'Arc. Seine Auffassungen schreiben sich ein in einen von Entgermanisierung und Separatismus des

Rheinlandes getragenen Nationalismus. In einer Rheinischen Republik sah er eine Stärkung der Position Frankreichs. Die französische Rheinlandpolitik des Pariser Außenministeriums nach dem Versailler Vertrag reflektiert und fiktionalisiert Paul Morand in seiner Novelle *Les plaisirs rhénans* von 1925, die im Mittelpunkt des Beitrages von Willi Jung steht. Morands Novelle *Les plaisirs rhénans* erzählt in Briefform eine – in mehrfacher Hinsicht – »gefährliche Liebschaft« und situiert den Stoff historisch im politischen Kontext der französischen Besatzungspolitik an Rhein und Ruhr nach dem 1. Weltkrieg. Morand rückt nicht mehr den romantischen Rhein des 19. Jahrhunderts in den Blick, sondern den Rhein der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts, und das heißt den Niederrhein und das Ruhrgebiet. Nach der Terminologie des französischen Historikers Pierre Nora zählt es heute zu den deutsch-französischen »lieux de mémoire«. In Rückgriff auf Dumas' berühmte Formel vom Rhein als »Quelle der Dichtkunst« befragt Irene Kann in ihrem Beitrag die Roman-Tetralogie von Ulla Hahn als Beispiel zeitgenössischer Rheinliteratur darauf hin, wie der Rhein hier zum Fluss des Erzählens wird. Das jüngste epische Werk von Ulla Hahn [*Das verborgene Wort* (2001), *Aufbruch* (2009), *Spiel der Zeit* (2014), *Wir werden erwartet* (2017)] hat einen Gesamtumfang von rund 2400 Seiten und macht sie zu einer »Chronistin des Rheinlandes« (L. Schröder) seit den 1950er Jahren. Durch das erinnernde Erzählen und transformierende Niederschreiben der eigenen Lebensgeschichte wird eine vielschichtige Persönlichkeit und Identität entworfen, deren Anker oder Wurzeln nicht zuletzt auf an den Ufern des Rheins gefundene und gedeutete Elemente, aufprägende Erfahrungen des Lebens am Fluss verweisen. Wie schon bei Heinrich Böll rückt hier nicht mehr der romantische Rhein, d. h. der Mittelrhein, in den Blick, sondern der Niederrhein und seine Landschaft zwischen Industrie und Natur. In der literarischen Gestaltung der Geschichte ihrer Protagonistin Hilla Palm an diesem »Fluss der kleinen Leute« findet auch die Schriftstellerin Ulla Hahn zur Verortung und Deutung ihrer schriftstellerischen Identität. Kanns Beitrag ist die erste zusammenhängende Darstellung der Rheinthematik im Werk Ulla Hahns.

Über das eigentliche Rheinethema hinaus weist das Kapitel IV des vorliegenden Bandes. Darin arbeiten drei Beiträge beispielhaft die Exilfunktion des Rheinlandes im Kontext der französischen Revolution und des Algerienkrieges heraus. Umgekehrt wurden in der Geschichte Paris und die Seine auch zum Ort des Exils z. B. für Heinrich Heine und vor ihm für Georg Forster, wie drei weitere Beiträge zeigen.⁹ Die historischen und kulturhistorischen Implikationen von

⁹ Zum Thema allgemein vgl. den Ausstellungskatalog: *Deutsche Emigranten in Frankreich/ Französische Emigranten in Deutschland. 1685–1945*. Eine Ausstellung des französischen Außenministeriums mit dem Goethe-Institut Paris 1983. Zum Konnex »Literatur und Exil« allgemein sei auf die exzellente Studie von Olaf Müller verwiesen: *Literatur im Exil. Zur*

Heines Pariser Exil werden aus deutscher und französischer Perspektive behandelt. Mechthild Albert widmet ihren Beitrag den rheinischen Emigranten im Pariser Exil, die vor der Gegenrevolution geflohen sind. Exemplarisch geht sie auf Georg Forster ein, erinnert zunächst an seine Biografie und seine herausragende Rolle in der Mainzer Republik – im Übrigen die erste Republik in Deutschland – und sein Pariser Exil bis zu seinem Tod. Am Beispiel des Theaterstückes von Rolf Schneider mit dem Titel *Die Mainzer Republik* und einer Inszenierung von 1980 zeigt sie, wie diese historische Episode zum kulturellen Gedächtnis des Rheinlandes und von Paris als Orte des Exils beiträgt. Michel Delon weist in seinem Beitrag einleitend darauf hin, dass zur Zeit der französischen Revolution nicht nur das rechtsrheinische Gebiet Zufluchtsort für Exilanten wurde, sondern es auch darüber hinaus andere Orte des Exils in Deutschland gegeben hat. Im Zentrum der bisherigen Forschung standen dabei Memoiren von Emigranten, die juristisch-politische Diskussion über den Status von Flüchtlingen und Exilanten und die Diskussion über die natürlichen Grenzen. Der Emigrationsroman verdient nach Auffassung von Delon größere Beachtung; er bezieht sich in seinem Beitrag vor allem auf die beiden Werke *L'Émigré* von Sénac de Meilhan, erschienen 1797 in Braunschweig, und einen Roman von Bilderbeck, der bisher in Literaturgeschichten fehlt, *Sophie de Listenai, ou Aventures et voyages d'une émigrée française en Allemagne et en Prusse*, erschienen 1807 in Paris. Deutschland und die rheinische Landschaft stehen im Zentrum dieser beiden Geschichten um deutsch-französische Paare, die zugleich Inkarnationen von Hoffnungen, Schwierigkeiten und ersten tastenden Versuchen auf dem Weg zu einem geeinten Europas sind, das noch auf der Suche nach sich selbst ist. Denn mit der Ankunft der Emigranten am Ufer des Rheins entstehen deutsch-französische Paare, die in nuce eine Überwindung alter Antagonismen erahnen lassen. So wird die Liebesgeschichte sinnfällig zur Metonymie für das Schicksal der Völker. Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Liebesgeschichte in Paul Morands Novelle – mit anderen Vorzeichen, versteht sich – ist augenfällig. Stéphanie Genand behandelt unter dem Titel »An den Ufern der Geschichte« das Exil am Ufer des Rheins und die Wirren der damaligen Zeit (1803–1810). Dabei sieht sie in der Funktion des Rheins als geographische und zugleich politische Grenze seine Spezifität für die Ereignisse der Revolution. Sie geht folgenden Fragen nach: Wie kann man den Rhein überqueren, ohne seine monarchische Vergangenheit oder die Erinnerung an die Revolutionskriege mitzunehmen? Welche Identität verleihen seine Ufer den Exilanten, die vor dem Terror und anschließend den Bedrohungen durch das Konsulat fliehen? Wer ist man schließlich auf dem anderen Ufer des Flusses, der zur Grenze eines

Konstitution romantischer Autorschaft in Frankreich und Italien. Frankfurt am Main, Klostermann 2012.

Jahrhunderts und einer durch die Revolution abgeschafften Welt geworden ist? Antworten auf diese Fragen geht sie in zwei Werken nach: *Le Retour d'un émigré, ou Mémoires de M. d'Olban*, einem Emigrationsroman von 1803 von einem gewissen B. A. Picard und *De l'Allemagne, Correspondance und Carnets de voyage* von Mme de Staël. Der Fluss wird nach Stéphanie Genand sozusagen zum Kristallisationspunkt für das Chaos der Epoche. Nach dem Sturz Napoleons unterdrückte die beginnende Restauration alle republikanischen und demokratischen Bestrebungen in Europa, einer der Gründe schließlich, warum sich auch Heinrich Heine für das Pariser Exil entschied. Lucien Calvié behandelt in seinem umfangreichen Beitrag über »Heine und das Exil« zunächst seine Biografie im Kontext der politischen Geschichte. Dabei legt er den Fokus vor allem auf den »französischen Affekt«, wie er in Heines Testament von 1843, wenige Jahre nach der schweren deutsch-französischen Krise, bezeugt ist. Hinter der Entscheidung für das Exil sieht Calvié seine Verweigerung des »deutschen Elends«. Weitere Überlegungen widmet er dem Zusammenhang zwischen Exil und »jüdischer Misere« in Deutschland. Den militanten Antisemitismus führender Intellektueller der Zeit, darunter auch liberaler und demokratischer Intellektueller, in Verbindung mit einer eklatanten Frankophobie, findet Heine unerträglich. Von 1831–1856 lebt Heine im Pariser Exil und – laut Calvié – wie »ein Fisch im Wasser«. Hier wird Heine konfrontiert mit Fragen einer Doppelidentität sowie methodologischen Konzepten wie Transfer und Vermittlung. Frankreich wird für ihn das Land der großen Organisatoren der Freiheit. In einer Art Schlussfolgerung führt Calvié intellektuelle, politische und affektive Elemente der Persönlichkeit Heines zusammen. Heines berühmtester Vorgänger im Pariser Exil war Georg Forster, der vor Reaktion und Repression in Deutschland geflohen war. Nach 1933 gab es eine antinationalsozialistische und jüdische Emigration ins französische und Pariser Exil, und für viele unter ihnen war gewiss die Erinnerung an Heinrich Heine lebendig. Bernd Kortländer befasst sich in seinem Beitrag unter dem Titel »Ein Gott im Exil« vor allem mit Heines Pariser Exil nach 1848. An der Jahreswende 1852/53 verfasste der todkranke Exilant Heine einen kleinen Text mit dem Titel *Die Götter im Exil*, dessen Entstehungsgeschichte nach Kortländer bereits Ausdruck und Spiegel der Existenz des deutschen Dichters im französischen Exil ist. Heine greift darin auf ein Motiv zurück, das er immer wieder bearbeitet hat: die Vertreibung und Unterdrückung der antiken Götterwelt durch das Christentum. Kortländer entwickelt an diesem kleinen Text eine Typologie unterschiedlicher Exilsituationen, quasi als Nebenprodukt; viel wichtiger ist ihm aber die Frage, was die Götter nach dem epochalen Einschnitt von 1848 in ihr Exil mitnehmen und welche Rolle sie jetzt noch für die menschliche Gesellschaft spielen. Es sind drei Felder, die er in Heines Text identifiziert: Sexualität, Geld und Macht. Erst durch sprachliche Gestaltung werden die Götter zum wirklichen Leben heraufbeschworen. Sie sind

zwar unsterblich, aber ohne den Dichter gäbe es sie nicht. Die Dialektik des Spiels mit dem Mythos beschreibt nach Kortländer anschaulich die göttliche Macht und menschliche Ohnmacht des Exilanten Heine in seinem Pariser Krankenzimmer. Jean-Paul Cahn gibt seinem Beitrag den Titel »Die letzten französischen Emigranten in den rheinischen Gebieten«, ein Titel, der als Provokation verstanden werden kann, aber auch daran erinnert, dass die Ufer des Rheins für die Franzosen in der Geschichte häufiger Orte der Zuflucht geworden sind. Die letzten Emigranten, von denen Cahn hier spricht, waren überwiegend Algerier und Nordafrikaner, die in einen Interessens- und Überzeugungskonflikt mit Frankreich geraten waren, auch für nationale Selbstständigkeit und Autonomie zu den Waffen gegriffen hatten. Der französische Ableger des algerischen FLN, der nationalen Befreiungsbewegung, war ab 1957 im Rheinland aktiv und baute von hier seine Aktivitäten in Westeuropa aus. Cahn geht auf die allgemeinen Probleme dieses Phänomens ein, erläutert die Motive, warum sie sich für das Rheinland entschieden haben und berichtet über Algerier in Bonner Gefängnissen. Nach dem Ende des Algerienkrieges haben die meisten dann wieder Deutschland und das Rheinland verlassen. Die Präsenz von Nordafrikanern unter den französischen Besatzungstruppen 1923 war im Rheinland in ungunstiger Erinnerung. Umso größer war nun die Erleichterung, folgert Cahn.

Sozusagen als Epilog findet der Leser unter Kapitel V Aquatintaradierungen des 2017 verstorbenen Wuppertaler Künstlers Johannes Birkhölzer, der romantisierenden Rheinansichten (überwiegend anonyme Stiche) des 19. Jahrhunderts seine kritischen und »überzeichneten« eigenen Rheinansichten gegenüberstellt. Durch die Kontrastierung von Zeitebenen und die damit verbundene Desillusionierung werden die Eingriffe von Industrie und moderner Technik in die Rheinlandschaft für den Betrachter offensichtlich. Ausweis der Verbindung Birkhölzers zur Universität Bonn war eine im Jahre 2000 gezeigte Ausstellung seiner Werke zum Rhein im Bonner Universitätsclub. Mit dem Abdruck ausgewählter Werke in diesem Band hat sich der Künstler noch zu Lebzeiten einverstanden erklärt. Auch seinem Sohn Jakob Birkhölzer bin ich sehr verbunden, er hat mir das Bildmaterial in digitaler Form zur Verfügung gestellt. Mein Dank gilt ebenfalls dem Direktor des Museums am Strom zu Bingen, Matthias Schmandt, der mir den Wiederabdruck seiner Einführung zu den Rheinansichten von Johannes Birkhölzer erlaubt hat.¹⁰

Aufgrund seiner thematischen Vielfalt, den deutsch-französischen Perspektivenwechsel (regards croisés)¹¹, die Interdisziplinarität, die Imagologie und die

10 *Johannes Birkhölzer, Rheinansichten – neu gesehen*. Kritische Ansichten vom Rhein in einer Gegenüberstellung zu den romantisierenden Stichen des 19. Jahrhunderts. Folge von Aquatintaradierungen. Wuppertal 2011, S. 3–5.

11 Vgl. grundlegend hierzu Werner, Michael/Zimmermann, Bénédicte, »Vergleich, Transfer,

methodische Berücksichtigung des Kulturtransfers unterscheidet sich dieser Band auch von zahlreichen und verdienstvollen Rheinpublikationen. Aus der inzwischen unüberschaubar gewordenen Rheinliteratur ragt vor allem das Opus von Gertrude Cepl-Kaufmann¹² heraus. Die erste zusammenhängende Kunstgeschichte des Rheins verdanken wir Roland Recht, der mit seinem grandiosen Werk von 2001 unter dem Titel *Le Rhin. Vingt siècles d'art au cœur de l'Europe*¹³ die Kunstwerke am Rhein von Disentis bis Delft unter Einbeziehung der neueren Forschungen darstellt. Damit erschließt er dem Leser sozusagen das kulturelle und künstlerische Gedächtnis der Rheinlandschaft von der Quelle bis zur Mündung. Stellvertretend für viele andere Werke sei hier auch verwiesen auf Ulrich Meyer-Doeringhaus, der in seinem 2015 erschienenen Buch über den Rhein als »Zauberfluss« herausgearbeitet hat, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Dichter, Musiker und Gelehrte den Rhein zu einem »Sehnsuchtsort« machten.¹⁴ Für die Donau hat Claudio Magris mit seinem fulminanten Buch beispielhaft eine kulturelle Biografie eines europäischen Flusses vorgelegt, die bisher ihresgleichen sucht.¹⁵ Im Unterschied zu einer Monographie sind für Sammelbände oder *ouvrages collectifs* andere Kriterien maßgeblich hinsichtlich Entstehung, Konzeption und Realisation. Der vorliegende Sammelband beleuchtet verschiedene Facetten des Rheinstroms und die Beiträge kommen aus unterschiedlichen Disziplinen, zeigen zwar einen deutschen oder französischen Blick auf die jeweilige Rheinthematik, sind aber auch europäisch ausgerichtet. Nicht das Trennende, vielmehr das Verbindende wird jeweils aufgespürt, und so sind hier überwiegend die eingangs zitierten »Brückenbauer« am Werk, man

Verflechtung: Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen«, in *Geschichte und Gesellschaft* 28, 2002, S. 607–636.

- 12 Vgl. u. a. Cepl-Kaufmann, Gertrude/Johanning, Antje, *Mythos Rhein. Kulturgeschichte eines Stromes*. Darmstadt, WBG 2003; Cepl-Kaufmann, Gertrude/Lange, Hella-Sabrina, *Der Rhein. Ein literarischer Reiseführer*. Darmstadt, WBG 2006; Brenner-Wilczek, Sabine, *Warum ist es am Rhein so schön?* Gedichte. Stuttgart, Reclam 2007; Meyer, Philippe, *L'or du Rhin, histoire d'un fleuve*. Perrin 2011. Zuletzt fand 2016 im Haus der Universität Düsseldorf eine DFG-geförderte Tagung zum Thema »Der Rhein als politische Landschaft zwischen Deutschland und Frankreich 1815 – heute« statt. Eine Publikation der Akten ist vorgesehen.
- 13 Paris, Gallimard 2001. Deutsche Übersetzung von Eugen U. Schmitz: *Der Rhein. Kunstlandschaft Europas*. München, Hirmer 2001.
- 14 *Am Zauberfluss. Szenen aus der rheinischen Romantik*. Springe, Klampen Verlag 2015. Unter dem Einfluss von Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, Franz Liszt und Marie d'Agoult, Robert und Clara Schumann ist laut Verfasser ein Sehnsuchtsort entstanden, der die Imagination der Deutschen noch lange in seinen Bann schlagen wird. Er geht der Frage nach, wie in der Zeit der Romantik das Geistes- und Gefühlsleben vornehmlich durch die besondere Beziehung zwischen Landschaft und Kunstschaffen geprägt wird.
- 15 Ital. Originalausgabe: *Danubio*. Milano, Garzanti 1986. Dt. Ausgabe: *Donau. Biographie eines Flusses*. Aus dem Italienischen von Heinz-Georg Held. München, dtv 2007 (München, Hanser¹1988).

könnte auch sagen Über-Setzer, Fährleute, für die der Strom im Herzen Europas ein immerwährendes Kulturprojekt bleibt.

Zum Schluss noch ein Wort zum Umschlagbild: Da das Institut français in Bonn seit den 1950er Jahren ein zentraler Ort deutsch-französischer Kulturbeggnungen am Rhein geworden ist, lag es nahe, für den Umschlag ein Kunstwerk zu wählen, das sich dort im Treppenhaus befindet: Das 2012 entstandene Wandgemälde von Bernard Joubert, das auf der Grundlage einer Reproduktion einer vergrößerten Zeichnung von Victor Hugo entstanden ist: »Andernach«. In seinem 13. Brief in *Le Rhin* schrieb Hugo hymnisch: »Andernach est une ville charmante; eh bien! Andernach est une ville déserte. Personne n’y vient. – On va où est la cohue, à Coblenz, à Bade, à Mannheim; on ne vient pas où est l’histoire, où est la nature, où est la poésie, à Andernach.«¹⁶ Jouberts künstlerisches Vorgehen basiert häufig auf Kunstwerken oder Fotografien, die er mit Farbstreifen versieht (*peintures des peintures*). Der 1946 in Paris geborene Künstler ist inzwischen durch zahlreiche Ausstellungen auch international bekannt geworden.¹⁷ Unser Dank gilt einerseits dem Künstler und andererseits dem Direktor der Maison Victor Hugo für die großzügige Gewährung der Abdruckrechte. Darüber hinaus enthält der Band noch weitere Illustrationen. Zum einen sind sie komplementär zum Beitrag von Marie-Louise von Plessen und zeigen unter anderem Exponate der großen Bonner Rheinausstellung vom September 2016 bis Januar 2017 in der Kunsthalle der Bundesrepublik Deutschland. Zum anderen bilden die Aquatintaradierungen des Wuppertaler Künstlers Johannes Birkhölzer sozusagen den Schlussakkord.

Zu danken ist allen Autorinnen und Autoren, die an diesem Band mitgewirkt haben; einigen danken wir ganz besonders für den Langmut, den sie bis zum Erscheinen dieses Bandes aufgebracht haben. Aline Fischer, Judith Ponwitz und Lisa Saloch sei ebenfalls gedankt für die redaktionelle Mitarbeit, sie waren eine wertvolle Hilfe bei der Entstehung des Bandes. Der Landesregierung Nordrhein-Westfalen, der französischen Botschaft, vertreten durch den Hochschulattaché und Leiter des Institut français Bonn, sowie dem Landschaftsverband Rheinland danken wir für die Gewährung von Druckkostenzuschüssen. Den geneigten Leserinnen und Lesern wünschen wir eine anregende Lektüre, damit auch für sie der Rhein frei nach Dumas eine Quelle der Inspiration bleibt.

Bonn/Paris, im Mai 2018

Willi Jung/Michel Lichtlé

16 Hugo, Victor, *Œuvres complètes. Voyages*. Présentation de Claude Gély. Paris, Éditions Laffont 1987 (Coll. Bouquins), S. 97.

17 Nähere Informationen zum Künstler finden sich auf seiner Homepage: <http://bernardjoubert.com>.

I. Statt einer Einführung / En guise d'introduction

André Vanoncini (Bâle)

***Le Rhin* de Lucien Febvre : de la mythocritique à l'écriture innovatrice**

En 1928, Lucien Febvre accepte d'écrire, en collaboration avec le géographe Albert Demangeon, un livre sur le Rhin. Il entreprend ainsi de répondre à la demande d'une banque strasbourgeoise, la SOGENAL (Société générale alsacienne de banque), qui souhaite marquer son cinquantième anniversaire par la publication d'un ouvrage consacré au développement historique de la région où elle est implantée. Après une première version publiée hors commerce en 1931, paraît en 1935, chez Armand Colin, une deuxième version remaniée et augmentée, sous le titre *Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie*. Dans son édition la plus récente, parue en 1997 à la Librairie Académique Perrin, *Le Rhin* ne comporte que la partie procurée par Febvre en 1935, y compris la bibliographie qu'il avait établie à cette occasion ; la démarche géographique de Demangeon, en revanche, a été jugée trop datée pour mériter une republication¹.

Parmi tous les travaux de Febvre, *Le Rhin* est sans doute celui dont la création est le plus exposé aux pressions d'un contexte politique extrêmement tendu. Depuis la fin de la Première Guerre Mondiale, une partie de l'opinion française souhaitait la création d'une république rhénane autonome et démilitarisée, voire l'annexion de ces territoires et l'occupation durable de la rive gauche du Rhin. Cette logique expansionniste devait conduire la France jusqu'à occuper la Ruhr en 1923. En Allemagne, inversement, s'organisait une lutte intense pour rétablir les pays rhénans au sein de la mère patrie. Elle allait s'achever par la remilita-

¹ C'est Peter Schöttler qui a établi ce texte en lui ajoutant deux brefs écrits de Febvre : la conclusion de la première édition ainsi qu'un article paru en 1953 sous le titre « Quelques réflexions sur l'histoire économique du Rhin ». Une troisième annexe contient une bibliographie complémentaire de travaux parus depuis 1935 au sujet de l'histoire rhénane et franco-allemande. Peter Schöttler fait précéder son édition du *Rhin* d'une excellente présentation intitulée « Lucien Febvre ou la démystification de l'histoire rhénane » (p. 11–56). Nous lui empruntons nos principales informations sur les circonstances dans lesquelles le livre de Febvre a vu le jour. Quant à nos références au *Rhin*, elles renvoient à cette même édition, les pages étant toujours indiquées entre parenthèses dans le corps du texte.

risation de la Rhénanie sous l'égide de Hitler, en 1936, peu après la parution de la deuxième version du *Rhin*.

Or, cet affrontement politique était idéologiquement alimenté par une intense activité éditrice des universitaires français et allemands. Ceux-ci se trouvaient engagés dans un « combat pour le Rhin », mené à coup de publications propagandistes. Dans le même esprit se concevaient certes aussi les recherches de l'Institut d'histoire régionale des pays rhénans de l'Université de Bonn, fondé en 1920. Les travaux menés dans ce cadre témoignent pourtant, au-delà de leur fonction idéologique, d'une visée historiographique nouvelle : ils cherchent à rendre identifiable un espace culturel rhénan à travers l'application interdisciplinaire de critères géographiques, économiques, ethniques et linguistiques². On comprend donc, comme le dit P. Schöttler, que Lucien Febvre, en préparant le *Rhin*, avait « à l'esprit [...] à la fois le vacarme politique de l'actualité rhénane et la rhétorique tantôt simpliste, tantôt subtile de la littérature française et allemande sur le sujet »³.

Or, Lucien Febvre était particulièrement bien placé pour analyser les différents enjeux de ce débat conflictuel. Après la première guerre mondiale, il avait participé, en effet, comme Marc Bloch, à l'établissement de l'université française de Strasbourg. Il avait enseigné, par ailleurs, dans une annexe de celle-ci, abritée par le Centre d'études germaniques de Mayence⁴. Pendant toute cette période, son effort était permanent pour opposer au monologisme mythifiant de l'histoire traditionnelle une approche plurielle et complexe du passé. De ce travail témoignent son grand ouvrage sur Luther⁵, la fondation des *Annales* en 1929 et 1930, et sa présidence du comité directeur d'une nouvelle *Encyclopédie française*⁶.

Placée sur ce fond historico-biographique, l'élaboration du *Rhin* prend une signification particulière. Par le choix d'un sujet politiquement explosif, susceptible de toutes les récupérations imaginables, Febvre soumet sa méthode à une épreuve radicale dont elle sort à la fois victorieuse et enrichie. Schöttler note justement que « sous la forme provisoire d'un essai court et actuel, [Febvre] pouvait présenter une autre conception de l'histoire et lancer, sur un point particulier, un nouveau programme de recherche »⁷.

Ce programme nécessite la mise en œuvre de trois opérations spécifiques que nous essayerons de cerner par la suite. La première consiste à critiquer systématiquement l'usage plus ou moins conscient de concepts anachroniques, la

2 Voir *ibid.*, p. 29–31.

3 *Ibid.*, p. 32.

4 Voir à ce sujet *ibid.*, p. 14 et P. Burke, « Introduction: The Development of Lucien Febvre », *The Annales School*, édité par Stuart Clark, vol. 4, London and New York, Routledge, 1999.

5 *Un destin : Martin Luther*, Paris, 1928.

6 P. Burke, *art. cit.*, p. 7.

7 *Op. cit.*, p. 41.

deuxième vise à quitter la chronologie des événements politiques afin d'étudier la superposition de strates culturelles combinant des aspects géographiques, anthropologiques, économiques, sociaux et artistiques ; la troisième enfin tente d'opposer à la platitude pseudo-objective du discours doctrinaire la diversité rhétorique et stylistique d'une écriture innovatrice.

Aux yeux de Lucien Febvre, les principales déformations que subit l'histoire rhénane tiennent à ce qu'on organise cette dernière autour de concepts fausement évidents. Ainsi le Rhin, par le fait d'avancer entre deux rives, occidentale et orientale, a-t-il été confondu avec une ligne de démarcation, dès qu'un contexte historique dûment arrangé permettait de lui attribuer cette fonction (voir en particulier p. 61–62 et p. 76). Or ce fleuve, avant de lui faire jouer avec tant d'obstination fatale un rôle de barrage diviseur, ne doit-on pas d'abord l'interroger quant à ses prédispositions naturelles à former une bande cohérente depuis les Alpes jusqu'à la mer ? Il suffit, en effet, d'envisager les différents environnements géographiques et économiques qu'il traverse pour qu'il ressemble à une juxtaposition de segments bien plus qu'à une coulée continue. Et Febvre d'ajouter que son tracé géographique peu unifié en amont de Bâle aurait même pu lui valoir une appellation différente, comme celle de l'Aar, par exemple : « Penchés dès notre enfance sur des cartes pleines de certitudes catégoriques, nous y prenons tout faits ces êtres géographiques, les fleuves, dont nul ne discute la nécessité » (p. 67).

À chaque fois qu'une dénomination s'impose comme naturellement, l'historien, ainsi que ses collègues en sciences humaines, ont pour tâche d'en vérifier la pertinence à tous les niveaux de fonctionnement. À commencer par les noms des Germains ou des Gaulois qui, à en croire un discours assez insistant depuis le XIX^e siècle, désigneraient des tribus ou des races. De telles unités, conçues comme homogènes et taillées sur mesure, s'avèrent des idéaltypes chimériques dès qu'on regarde les humains et la variété de leurs modes d'échange et d'interaction. La tendance au métissage semble toujours plus forte que celle, inverse, à la préservation d'une identité unitaire. Le charnier préhistorique de Solutré le révèle à sa façon : il contient un tiers de squelettes dolichocéphales aux caractéristiques réputées germaniques (grand et au crâne allongé), un tiers de brachycéphales à l'anatomie réputée gauloise (de taille moyenne et au crâne arrondi) et un tiers de « mixtes », les métacéphales (p. 85). Comment faire de cette diversité une appellation d'origine biologique contrôlée sans donner dans la rétrospection délirante ? La réponse de Febvre, formulée en 1931 et confirmée en 1935, est fort claire : « Traitions les mythes comme des mythes : si l'on veut comme des mirages. Telle qu'on s'en sert encore dans tant de polémiques, la race n'est qu'un mirage » (p. 86).

Comme les agrégats d'humains, les civilisations et les langues qu'ils véhiculent frappent par leur perméabilité et leur capacité d'adaptation. Ainsi, les légions de

César établies sur le Rhin, pouvait-il paraître logique d'opposer la civilisation des Romains épanouie sur la rive gauche au grouillement des Barbares dans l'immense étendue située à l'est du fleuve. Pourtant, l'armée romaine des Gaules, si elle se compose d'Italiens et de Gaulois surtout, compte aussi des Bretons, des Espagnols, des Africains, des Orientaux et des Germains soumis (p. 105). Dès le premier siècle, l'administration romaine fait passer le fleuve à des groupes choisis de Germains pour leur permettre de cultiver des contrées comme la Basse-Alsace (p. 114). Et inversement sont implantés sur la rive droite des groupes celtiques (p. 116). On voit donc se former dans l'espace rhénan une population hétérogène quant à ses origines et traditions culturelles, mais uniforme par son acceptation de la langue latine et par sa fidélité à l'autorité impériale (p. 105 et 117).

Quand ces Romains du Rhin voient leur pays traversé, dévasté, puis occupé par des tribus venues d'Outre-Rhin, leur rôle ne sera pas de brandir le flambeau de la civilisation dans les ténèbres envahissantes de la nuit barbare. « Renonçons, écrit Febvre, à voir dans les Barbares des intrus supportés avec une répugnance impuissante par des aristocrates cultivés, fins jusqu'aux ongles : les derniers héritiers des grandes familles gallo-romaines obligés de s'incliner devant la force, mais du haut de leur culture latine, humiliant la barbarie de toute leurs supériorités secrètes... Fable [...] Julien au IV^e siècle adopte la peau de bête, *more Germanorum* ; qu'auraient dit Auguste ou Tibère? Et à la fin du V^e, Syagrius, rempart de la latinité, commande en germanique aux derniers des « Romains » – dont les pères étaient Suèves [...] En vérité, le monde romanisé, comme il semble avide de se barbariser! » (p. 119–1120).

Le Rhin, resté de toute manière toujours franchissable sous les Romains, se défait à présent de ses dernières fonctions frontalières. Il coule pendant plusieurs siècles au milieu d'une zone de transit où s'établissent, comme partout dans l'Empire, des tribus germaniques. Tel est aussi le cas des Alamans (p. 123), installés sur le haut Rhin et le haut Danube, curieusement choisis un jour par les Français pour donner leur nom à l'ancienne *Germania* de Tacite (p. 111). Si l'aspect de la frontière apparaît pourtant, il ne s'exprime pas en termes politiques et n'exige aucun rôle particulier de la part du Rhin. Le fait important, c'est qu'entre le IV^e et le V^e siècle, un partage linguistique s'opère entre le roman et le germanique et attribue à ce dernier l'ensemble des terres rhénanes depuis la source jusqu'à l'embouchure (p. 127)⁸.

Ce phénomène de civilisation, sans doute, apparaît comme un fait capital à tous ceux qui, dans l'entre-deux guerres, souhaitent motiver par des arguments

8 Un des premiers recenseurs allemands du *Rhin*, Gottfried Pfeiffer, reproche à Febvre d'avoir minimisé ce point, faute d'avoir publié une carte de la frontière linguistique (voir P. Schöttler, *op. cit.*, p. 48). Le reproche paraît peu justifié, puisque l'historien français consacre des pages importantes à l'effondrement du latin et au partage longtemps indécis entre territoires de langue germanique ou romane (voir p. 122–128).

ethniques l'enracinement de la Rhénanie dans la nation allemande. Febvre, quant à lui, refuse d'identifier aussi simplement une ère culturelle et linguistique à une totalité politique dont le caractère organisé n'émerge que bien plus tardivement : « Au VII^e, au VIII^e, au IX^e siècle de notre ère, ne nous donnons pas le ridicule de vouloir transporter les réalités politiques du XIX^e et du XX^e. L'histoire n'est pas un bal costumé » (p. 129).

Febvre, en fait, ne veut pas parler d'une Allemagne prenant lentement conscience d'elle-même avant d'avoir abordé le XVII^e siècle. Les Carolingiens ne sont ni Allemands ni Français mais « Mosans essentiellement » (p. 131). L'empire carolingien ne se confond pas avec une communauté germanique ou romane : il est le cadre protecteur de divers peuples placés progressivement sous l'autorité spirituelle du Pape, dont les émissaires, avec la religion chrétienne, réinstallent le latin, du moins comme langue des savants (p. 132-134). Et c'est bientôt depuis une base rhénane, à savoir Mayence, que sera développée la vaste province ecclésiastique bordée à l'est par une ligne qui descend de Magdeburg à Coire. Une entité allemande, aux yeux de Febvre, se forme donc d'abord comme un espace ecclésiastique (p. 137), avant de recevoir, en 962, du pape romain un statut impérial, d'une valeur mythique certaine, mais d'une puissance politique nulle (p. 142).

Le Saint-Empire demeure une coquille vide où ne retentit pas le chant d'une nation, mais où résonnent des airs locaux et régionaux, pour former parfois de sublimes symphonies, comme celle des villes rhénanes à l'époque de la Renaissance. Ces villes-États situées sur le fleuve constituent alors ce que Febvre appelle une « civilisation cosmopolite » (p. 161). Elles échangent non seulement les produits, mais les artistes, les savants, les pèlerins et les étudiants de toutes les origines, au point de devenir, à côté de l'Italie, le deuxième grand centre de la culture européenne. Febvre voit parfaitement exprimé cet idéal humaniste dans le portrait de Boniface Amerbach créé par Holbein le Jeune en 1519 : « Devant cette effigie, qui saurait articuler un nom de ville? Bâlois, certes, et grand Bâlois, Boniface Amerbach ; mais on le sait Bâlois ; nul, le voyant, ne dira : c'est un Suisse, ou bien un Allemand. [Mais il est] le produit d'une culture. De la culture vraiment humaine de ces villes du Rhin, créations magnifiques d'un fleuve et de son génie, lorsqu'elles se sentaient libres de leurs affinités [...] » (p. 178).

Or, ces villes, faute de politique extérieure, périssent dès la fin du XVI^e siècle, laissant l'initiative diplomatique et militaire aux principautés, grandes ou petites (p. 178-195). Les conditions semblent alors se réunir lentement pour que puissent émerger un jour un espace et une identité formant le tout appelé Allemagne. À en croire Febvre, ni la réforme luthérienne (p. 195), ni, plus tard, la volonté d'expansion prussienne (p. 194) ne sauraient constituer des moteurs suffisamment forts pour générer à eux seuls une nation. L'historien, toujours méfiant à

l'égard des explications monocausales, cherche à comprendre l'émergence de l'Allemagne à travers un processus à la fois vaste, complexe et puissant.

Les évolutions majeures qu'il retient sont d'ordre géopolitique et culturel au sens large du terme : il note d'abord la disparition, au XV^e siècle, de l'entité bourguignonne (p. 188–193), puis au début du XVII^e siècle, la naissance officiellement reconnue d'unités indépendantes situées à l'embouchure et à la source du Rhin, en l'occurrence les Pays-Bas, catholiques d'un côté, calvinistes de l'autre, et la Suisse (p. 197). Ainsi, privé de sa tête et de ses racines, l'espace rhénan commence à perdre certaines de ses fonctions d'échange et de rapprochement. On trouve dès lors, « de part et d'autre de l'axe rhénan, les deux plateaux de la balance européenne. Dans l'un, pesant de tout son poids, la France : une vieille personne, une grande dame aux quartiers de noblesse immémoriale. Dans l'autre, une masse confuse de villes et de princes, d'États moyens ou minuscules [...], les Allemagnes, unies par la langue, divisées par la religion, opposées par l'intérêt, déchirées par la politique » (p. 197).

Or c'est précisément au sein de cet amoncellement que commence à se faire l'Allemagne. Elle se cherche d'abord à tâtons, imitant comme sous hypnose les grands modèles aristocratiques d'outre-Rhin (p. 200–208), ignorant le mot de *patrie* alors que les philosophes français le prononcent déjà avec volupté (p. 199). Mais à la fin du XVIII^e, puis surtout au XIX^e, l'Allemagne, comme l'écrit Febvre, « s'est forgé un idéal sur quoi modeler son être – pour pouvoir ensuite l'y retrouver tout entier » (p. 195).

Ainsi le moment est venu où Febvre, qu'il le veuille ou non, ne peut plus analyser avec une distance sereine les visions déformatrices de l'Histoire sous l'effet d'un combat idéologique. Il doit désormais descendre dans l'arène pour y prendre part. Visiblement gêné par une telle contrainte, il décide d'accélérer le mouvement et de traiter le XIX^e siècle en un chapitre de vingt-deux pages (sur un total de deux cent trente-huit) sous le titre : « Comment se fait et se défait une frontière » (p. 213–235). Quant aux trente premières années du XX^e siècle, celles qui déterminent le plus directement et dramatiquement sa position d'énonciateur, il les passe entièrement sous silence⁹.

Le scénario que Febvre fait présider à la constitution de l'Allemagne moderne est le suivant : la nation allemande s'est découverte une identité unitaire grâce à l'émergence depuis le « Sturm und Drang » d'un mythe germanique fondateur,

9 P. Schöttler note à ce propos : « Il est frappant de constater que Febvre ne s'exprime presque jamais sur la situation des territoires occupés à l'époque par la France. Il ne mentionne qu'en passant les controverses du XIX^e siècle, comme si tout cela était bien connu. En revanche, il analyse de façon détaillée les lacunes de la recherche historique sur les bouleversements qui suivirent la Révolution, et à ce propos n'est pas avare de critique politique. Lorsqu'il parle de « Vienne » en 1815, tout lecteur peut suivre son regard et penser à « Versailles » en 1919 » (*op. cit.*, p. 42).

revendiqué d'abord par les milieux luthériens du nord et de l'est du pays (p. 210). Ce mythe aux sonorités anti-françaises (p. 210 et p. 226) se double, depuis la fin de l'ère napoléonienne, de l'expansion politique de la Prusse vers l'ouest, processus qui conduit celle-ci à nier une quelconque fonction frontalière du Rhin pour en faire un fleuve interne à l'Allemagne (p. 227). Quant aux Rhénans, hésitants sur la position à adopter sous Napoléon, ils se rebellent d'abord contre le dominateur prussien (p. 228–229), mais finissent par en épouser l'orientation politique, économique et, finalement, idéologique (p. 230). Quand ils se voient bientôt au centre de la plus grande agglomération industrielle d'Europe, ils assimilent le destin du fleuve à celui de l'Allemagne impériale : « L'or du Rhin », écrit Febvre, « ce ne sont plus les parcelles arrachées petitement aux sables roulés ; c'est un immense Pactole, fils du labeur humain, qui couvre les Rhénans d'orgueil et de bien-être » (p. 234). Il en résulte un fleuve accaparé, victime d'un « monopole d'oppression et d'exploitation » (p. 235), jusqu'à ce que la France, en 1918, se réinstalle sur ses bords.

Febvre ne pouvait prévoir qu'elle en serait encore chassée, pour y revenir une nouvelle fois¹⁰. Et, surtout, il ne pouvait savoir que le conflit franco-allemand allait un jour se résoudre et permettre ainsi au Rhin de redevenir une des références les plus prometteuses d'une ère de culture proprement européenne¹¹. Son livre, nous l'avons vu, est profondément tributaire d'un contexte d'affrontements politiques et bientôt guerriers. Il a d'autant plus de mérite à dénoncer systématiquement les concepts et arguments « clé en main » dont pouvait se servir un historien de son époque quand il s'agissait de parler du Rhin et des espaces, populations et civilisations qui se le partageaient.

Febvre, en effet, exige de la part de l'histoire qu'elle applique consciemment les mots aux choses, sans faire semblant d'accéder par transparence aux dernières. Il montre qu'à trop prononcer sans réfléchir les noms de *Germaines* ou *Gaulois*, ils finissent par cautionner l'image d'une tribu ou d'une race réellement existants. Il souligne de même que le mot *Rhin* s'associe pendant longtemps avec l'idée de « zone » ou de « trait d'union » (p. 81), avant de prendre au XIX^e siècle seulement son sens prétendument fatal de « frontière ».

Febvre, en digne représentant des *Annales*, s'insurge avec une belle constance contre les grandes unités typologiques que l'histoire traditionnelle a mises en œuvre pour évoquer le « destin » du Rhin. Ainsi se démarque-t-il de ceux qui ont

10 Il en prendra acte dans son bref texte de 1953 « Quelques réflexions sur l'histoire économique du Rhin », publié en annexe dans *Le Rhin*, édité par P. Schöttler, *op. cit.*, p. 256.

11 Comme le dit Willi Jung : « Aujourd'hui, *Pater Rhenus*, le Rhin père, est le principal témoin d'une civilisation européenne âgée de deux millénaires, dont la renaissance, en présence de l'uniformisation galopante de la civilisation technique des supermarchés et d'internet est à appeler de nos vœux. » (« *L'Auberge rouge* et la vision balzacienne de la Rhénanie » (*L'Année balzacienne 2001*, Paris, Puf, p. 222).

voulu faire du traité de Verdun de 843 le certificat de naissance du conflit franco-allemand : « Les traités de Mérovingiens ou de Carolingiens éphémères ne méritent [pas] que l'histoire s'hypnotise sur eux. Elle n'est point le règne des formes creuses, mais des peuples gorgés de substance et de vie [...]. Et ce sont les hommes qui comptent, pas la boîte » (p. 113).

C'est dans la même perspective que Febvre se méfie des illusions de la permanence géographique, postulant le territoire d'une France ou d'une Allemagne éternelle. Et c'est encore dans une telle optique que Febvre dénonce les récits téléologiques dans lesquels une magique volonté de puissance ordonne les éléments de façon à les faire converger vers l'apothéose du présent de l'énonciation : « De loin et de haut, on pourrait brosser un brillant tableau, simplification historique de l'échiquier rhénan [...]. Nous y résistons. Le drame est autre – et le réduire, avec tant d'adorateurs survivants du bonnet de Gessler, à des astuces de diplomates et aux « grands desseins » de princes puissants par la sagesse : caricature, non portrait. En histoire, il faut se défier du trop simple. Et le moyen de bien poser les problèmes, c'est, souvent, de les compliquer » (p. 194)¹².

Au lieu d'attacher le sujet du Rhin à la pseudo-continuité du destin politique, Febvre exige de le projeter sur une multitude de paradigmes pertinents au savoir historique. Ce qu'il appelle « compliquer les problèmes » consiste à dégager sous l'évidence des événements canoniques les strates spécifiques d'une civilisation en devenir.

Voici pourquoi il ne cesse de procéder à ce que P. Veyne appelle « l'allongement du questionnaire »¹³. Il n'hésite pas, en effet, à manier les instruments du géographe, de l'anthropologue, de l'archéologue et du philologue pour tenter de comprendre les mouvements de population dans l'espace rhénan avant que des documents romains en témoignent. Quand il peut s'appuyer sur les textes de Tacite et d'autres (à partir de la p. 87), il ne renonce pas pour autant à l'apport des sciences mentionnées ci-dessus. Il place les données offertes par les sources dans une perspective socio-historique qui fait ressortir les pratiques économiques, religieuses et linguistiques. Et, dans ce cadre, il recourt fréquemment aux procédés de l'onomasiologie et de la toponymie¹⁴.

12 La démarche de Febvre apparaît fort clairement si on la lit à la lumière de la réflexion épistémologique que P. Veyne mène dans *Comment on écrit l'histoire*, Seuil, « UH », 1971.

13 « L'enrichissement séculaire de la pensée historique se fait par une lutte contre notre tendance naturelle à banaliser le passé. Il se traduit par un accroissement du nombre de concepts dont dispose l'historien, et par conséquent par un allongement de la liste des questions qu'il saura poser à ses documents. » *Ibid.*, p. 258.

14 F. Braudel caractérise ainsi la démarche de Febvre : « Élève authentique de Vidal de la Blache, il est resté, sa vie durant, géographe autant qu'historien. Lecteur enthousiaste de *L'Année sociologique*, comme Marc Bloch, il s'est assimilé très tôt la pensée conquérante de Durkheim et de Lévy-Bruhl, plus encore les pensées fraternelles d'Halbwachs, de Marcel Mauss et de François Simiand [...]. Il a été un lecteur très attentif de Marx, de Max Weber et de Sombart,

Arrivé à la Renaissance, il caractérise la ville rhénane par sa configuration topographique, par le développement de son droit constitutionnel et, surtout, par son épanouissement culturel. En guise d'illustration, Febvre insère dans son texte de nombreuses gravures figurant les cités rhénanes du XVI^e et du XVII^e siècle, ainsi que des représentations de tableaux de grands maîtres de la peinture médiévale et renaissante. Parmi ces derniers, les portraits de Holbein conduisent l'historien à quitter momentanément l'étude des processus collectifs pour évoquer dans un commentaire très personnel des images jugées représentatives de certains types psycho-sociaux (p. 176–186). S'agit-il, en revanche, de montrer les implications géopolitiques de l'anéantissement de la Bourgogne, Febvre résume dans une synthèse générale l'évolution de cette puissance au XV^e siècle (p. 188–193). Dans un autre contexte encore, il fait parler l'architecture en focalisant sur le patrimoine monumental laissé par les princes allemands du XVIII^e siècle (p. 200–205). Dans toute la partie finale enfin, Febvre ne cesse d'ébaucher le projet d'une histoire des mentalités rhénanes : « Nous, qui voudrions comprendre, nous venons de voir qu'il faudrait, avant tout, dresser une carte précise des opinions – mieux, des systèmes d'idées qui, aux bords du Rhin, s'affrontant ou s'unissant, devaient dicter aux peuples leurs réactions » (p. 215).

L'intérêt du *Rhin* réside, nous l'avons vu, dans un équilibre subtil entre la critique de l'historiographie traditionnelle et l'ouverture à des démarches de type transdisciplinaire. À cela s'ajoute le talent créatif de l'historien, qui n'a rien à envier à celui d'un écrivain. Febvre est un maître de l'écriture littéraire, à tous les niveaux que ce concept sous-entend¹⁵.

Ainsi, il sait donner une force visuelle à son texte à travers une série de métaphores animistes dont certaines se développent en synesthésies telles que « les eaux blondissantes » et « lueurs assourdissantes » du Rhin néerlandais (p. 78). D'autres passages sont imprégnés tout entiers d'une charge expressive dans la tradition de *Salammbô*, comme par exemple l'évocation du rituel sacrificiel à la romaine : « Dans une fosse couverte d'un plancher percé de trous, le fidèle recevait le sang chaud, d'une fadeur écœurante, qui giclait du cou d'un

surtout de Marx. Tout le monde ne le lui pardonnera pas aisément. Passionné d'histoire de l'art, il aura goûté à la fois les audaces d'un Francastel et la souveraineté classique d'un Émile Mâle. » (« Lucien Febvre et l'histoire », *The Annales School*, vol. IV, édité par Stuart Clark, London / New York, Routledge, 1999, p. 29).

15 P. Veyne écrit à ce sujet : « l'histoire n'est pas un de ces arts de connaissance où, pour citer Gilson, il suffit d'avoir compris la méthode pour pouvoir l'appliquer ; c'est un art de production où il ne suffit pas de connaître les méthodes : il faut aussi du talent. » (*op. cit.*, p. 272). P. Ricœur, quant à lui, distingue trois moments de l'opération historique qu'il appelle « phase documentaire », « phase explicative-compréhensive » et « phase représentative » ; par cette dernière, il entend « la mise en forme littéraire ou scripturaire du discours porté à la connaissance des lecteurs d'histoire » (*La Mémoire, l'histoire, l'oubli*, Seuil, « Ordre philosophique », 2000, p. 169).

taureau égorgé. Et il sortait de là hideux, repoussant, mais purifié de souillures – cependant que se déroulaient les danses frénétiques des femmes [...], les évolutions des prêtres émasculés, fardés, tailladant leur chair et secouant sur leurs tuniques à l'orientale leurs longues chevelures barbouillées de sang » (p. 106). Cette magnificence solennelle du style flaubertien se déploie aussi dans la description des basiliques romanes de la région colonaise, aux arcatures graciles et aux absides harmonieuses, « tandis que, dans les cryptes, sommeillent lourdement des impératrices hiératiques et dorées, venues de Byzance pour régner sur le Rhin » (p.143). Quand il évoque, en revanche, les paysans « dressant au-dessus de leurs têtes embroussaillées au vieux cri de *Bundschuh*, le gros soulier clouté des écraseurs de mottes » (p. 148), l'historien partage éloquentement l'inspiration de Michelet¹⁶. Et en suscitant l'ambiance qu'il juge typique des villes « filles du Rhin », il semble se souvenir de l'élégance poétique de Verlaine (p. 151).

Mais c'est sans doute par le rythme oratoire qu'il imprime à de nombreuses pages que Febvre témoigne le mieux de son génie littéraire. L'auteur du *Rhin*, face aux épanouissements et mutations d'une civilisation polyphonique, pratique une écriture lyrique fondée sur l'énumération saccadée, voire la répétition de mots. Comme si la réalité, la perception et l'expression de celle-ci devaient se confondre dans une sorte de parataxe fiévreuse qui n'est pas sans rappeler certaines intensités répétitives de *L'Or* de Cendrars. Écoutons cette rafale de phrases nominales sur le droit régnant dans les cités du XVI^e siècle : [...]« la tolérance fondée sur l'expérience du monde, une vision élargie bien au-delà des murs étroits de la cité.../ Cela, et la paix. La paix spéciale des villes, agents de sécurité dans un monde de brutaux ; la paix que signifient aux limites du territoire urbain les croix de banlieue ; la paix que proclame, s'élançant dans les airs le beffroi, *Bergfried*, cette Tour de la Paix – la paix du plus ancien droit de Strasbourg » etc. (p. 156)¹⁷.

Febvre, on le voit, aime interpellier son lecteur ; il n'hésite pas à le bousculer par des ruptures syntaxiques et des tours elliptiques¹⁸, comme il ne cesse de le solliciter par toutes sortes de questions complices ou provocantes¹⁹. Ainsi, au lieu de nous servir une tranche de doctrine historique bien apprêtée, il nous associe à une vision enthousiaste et généreuse du monde. Et son plus grand mérite est peut-

16 Michelet a droit à une importante citation et à un commentaire élogieux à la p. 147.

17 Voir aussi les passages du même type aux pages 80, 96, 98, 124, 135, 144, 149, 164, 196, 204, 206.

18 Un contemporain de Febvre, Léon Cahen, est visiblement irrité par ce qu'il considère comme une « prose parfois de lutteur qui se ramasse pour se détendre et semble défier le lecteur avec une phrase divisée, articulée à l'excès, coupée de rejets, pleine de mépris pour la stylistique normale. » Dans *Revue d'histoire moderne*, vol. 10, 1935, p. 283–285. Cité par P. Schöttler, *op. cit.*, p. 46.

19 Voir à ce propos le commentaire que B. Mazon présente dans son Introduction à L. Febvre, *L'Europe. Genèse d'une civilisation*, Perrin, 1999, p. 29–30.

être qu'il permet au littéraire de découvrir, au-delà d'une compétence et d'une intelligence d'historien, le travail magnifique d'un écrivain.

RHENUS – Missverständliches und Missverständnisse

1. Vorbemerkungen

Kulturwissenschaftler sind schnell dabei, sogenannte »übergreifende« Themen zu wählen, wenn es um die Beziehungen von Frankreich und Deutschland geht. Dabei geht man selbstverständlich von der These aus, dass – angesichts der unzweifelhaft nachgewiesenen – Rheinromantik mit Burggrafen und alten Schlössern, die in der Literatur des 19. Jahrhunderts aufgegriffen und thematisiert wurden, ›natürlich‹ auch der Linguist über diesen Fluss mit keltischem Namen etwas zu sagen haben müsste.

Sicher ist der Rhein so etwas wie der Schicksalsfluss zwischen den Nationen geworden, die aus der Teilung des Frankenreichs hervorgehen sollten: Doch weder für Ludwig noch für Karl und erst recht nicht für Lothar bestand so etwas wie eine Rheingrenze, weder durfte der Rhein als kommunikationsfördernder noch als kommunikationshemmender Fluss angesehen werden, noch war er zu irgendeinem Moment der Geschichte eine Siedlungsgrenze oder eine Sprachgrenze.

Das Bewusstsein vom Rhein als wie auch immer gearteter Demarkationslinie zwischen zwei Kulturen scheint auch in den historischen Romanen, der »passion française« (Buisson 2007, 47) der heute links des Rheins lebenden Romanen nicht zu existieren. Weder haben ihn die vielgelesenen Werke eines Max Gallo, Christian Jacq, einer Mireille Calmel oder eines Patrick Rambaud in Erinnerung gebracht, noch besteht eine Rhein-Thematik in den Bestsellern dieser Saison, sei es

- Olivier Bleyss, *Semper Augustus*, Gallimard (’07), dessen Handlung sich auf die Niederlande des 17. Jahrhunderts bezieht
- Jacques Pince, *La Vengeance de Bogis*, Borée (’07), der mit viel Phantasie einen Abschnitt der normannisch-französischen Geschichte behandelt
- Jean-Luc Gendry, *Le temps des otages*, Ed. du Rocher (’07), der Themen aus dem Frankreich der Vichy-Regierung darstellt

- Gore Vidal, *Création*, Ed. Galaade ('07), der die Antike mit der Gegenwart vereint und v. a. bei den Leerstellen der Texttradition besondere Einfallskraft entwickelt
- Jean-Claude Carrière/Milos Forman, *Les fantômes de Goya*, Plon ('07), die ein Thema der Inquisition aus dem Spanien des ausgehenden 18. Jh.s aufgreifen.

Nirgendwo ist in diesen in fast allen Supermärkten ausliegenden literarischen Werken vom Rhein die Rede; ja es scheint mir fast symptomatisch, dass stattdessen heute lieber zur Übersetzung von Bestsellern früherer Zeiten zurückgegriffen wird, wie z. B.

- Walter Scott, *Le Talisman*, traduit de l'anglais par Claude Dandrée, Phébus ('07), der den Leser in die Zeit der Kreuzzüge zurückführt, die bei unserem Nachbarn ein ungebrochenes Interesse für sich beanspruchen können.

2. Frankreich und seine »étrangers«

Man hätte wenigstens erwarten dürfen, dass der *Nouvel Obs* (26.VII.07, 46 ff.) in seinem von Jean Daniel verfassten Leitartikel »Ces étrangers qui ont fait la France« etwas über die Bedeutung des Rheins für die französische Geschichte sagen würde. Hier ist die Enttäuschung für den Leser noch größer, denn der Autor, der weidlich Renans bekanntes Werk *Qu'est-ce qu'une nation* ausbeutet, erwähnt zwar alle wichtigen Etappen der Nationalgeschichte und verteilt holzschnittartig seine Bewertungen, der Flussname Rhein kommt hier allerdings nicht vor.

»Les étrangers – l'occupant –, ce sont d'abord les Romains. Deux historiens, Jacques Bainville et René Grousset, ont été jusqu'à s'alarmer à l'idée qu'Alésia aurait pu être une victoire et Vercingétorix un vainqueur. La seule éventualité que nous aurions pu n'être pas romains, occupés, dominés et absorbés par Rome, remplit nos deux historiens d'une sainte frayeur. Gallo-romains? Si vous voulez. Mais il faut bien qu'il nous reste quelque chose de cet enseignement, à tous imposé, selon lequel nos ancêtres étaient les Gaulois. »*La France aux Français?*« Peut-être, mais nous devons tout à Rome«.

Und so wird die eingangs gestellte Frage »*La colonisation romaine?*« zur rhetorischen Frage, auf die es nur ein »*Entièrement positive!*« als Antwort gibt.

Noch erstaunlicher ist die von Marie-France Etchegoin und Sylvain Courage erstellte Karte der »100 Lieux qui ont fait la France«, die ich Ihnen nicht vorhalten möchte (*Nouvel Obs* 1.VIII.07, 7): Hier sucht man den Rhein vergeblich, und der westlichste Punkt, Schönenburg, ist nichts anderes als »un rêve d'ancien combattant, grand blessé de la guerre de 14–18«, der Ort von André Maginots Verteidigungslinie.

Noch einmal muss man sich fragen: Warum wird hier mit keinem Wort eine Auseinandersetzung erwähnt, die wir nur durch die römische Geschichte kennen: Der Streit zwischen Caesar und Ariovist, bei dem der Römer dem germanischen Heerführer das linksrheinische Gebiet als angeblich gallischen Siedlungsraum entreißen möchte, denn schließlich hatte er ja dem Senat in Rom gegenüber den Rhein als Siedlungsgrenze angezeigt.

Wir wissen heute, dass Ariovist die besseren Argumente für sich besaß, denn längst vor Ankunft der Römer waren die linksrheinischen Gebiete von Germanen besiedelt worden, so gab es für Ariovist auch keinen Grund, sich auf die rechte Rheinseite zurückzuziehen und den imperialistischen Forderungen des römischen Despoten nachzugeben, der auch im Kölner Raum die Stammesgrenze recht ›großzügig‹ behandelte.

In der Frühgeschichte Westeuropas scheint dann der Rhein weitgehend aus dem Bewusstsein der Franzosen und Deutschen getreten zu sein: Historiker, Dichter, Politiker und Sprachwissenschaftler kennen ihn nicht als Grenzfluss oder Mittler von Sprache und Kultur (Schmitt 2000); abgesehen von etymologischen Streitigkeiten zwischen Hunger(us) und Bovelles (1533), bei denen es um die Bewertung von Lehnwortschatz ging (Schmitt 1997), spielt der Fluss keine Rolle, bis Ludwig XIV. seine besondere Aufmerksamkeit der Expansion der Ostgrenzen seines Reiches widmet und – im Osten, Norden, Süden und Westen – die durch Annexion zu französischen Neubürgern gewordenen Einwohner in den Club von »ces étrangers qui ont fait la France« (Daniel 2007) aufgenommen werden und an der französischen Nationalgeschichte zu partizipieren beginnen.

Der bereits erwähnte Artikel des *Nouvel Observateur* kennt im Grunde nur ein einziges Erklärungsmuster: Die gesamte Argumentation ist auf der These von Renans vielzitiertem Buch *Qu'est-ce qu'une nation* aufgebaut, während der von Barrès hervorgehobenen *Memoria* nur ganze zwei Sätze gewidmet sind (2007, 46f.). Von de Gaulles bekanntem Ausspruch

»Je suis né de là, de l'une de ses provinces, et j'en tire fierté. Tout en m'émerveillant du renouvellement permanent que lui valent les immigrations successives auxquelles elle [scil. la France] doit une part de sa grandeur«,

über Mitterrands Aufnahme dieses Zitats bis hin zum Selbstverständnis des früheren Präsidenten Sarkozy »venu d'ailleurs«, nach der Diktion von Henriette Walter (1997), lässt sich damit eine direkte Argumentationskette schließen, die auf einer bestimmten Ideologie basiert. Als *autorité centralisatrice* findet allein Rom Anerkennung vor der Geschichte, was konkret heißt, dass Alésia und Vercingétorix aus der Gesamtsicht auszublenden sind: »[...] nous devons, tout a Rome« (Daniel 2007, 46b). Dieses Geschichtsverständnis führt direkt zu einer anderen Assertion des *Nouvel Obs*:

»Pour ces étrangers que nous avons été et que nous sommes, il n'était pas pensable que l'on pût ignorer la langue nationale, son histoire et la solidarité de ses épreuves« (Daniel 2007, 46b),

die in etwa das französische Selbstverständnis umschreibt.

Es überrascht also nicht, dass zwar

- im Band *Les relations entre la langue allemande et la langue française* des Conseil International de la langue française (Paris 1989)
- bei Bodo Müller, *Le français d'aujourd'hui* (Paris 1985)
- oder bei Henriette Walter, *L'aventure des mots français venus d'ailleurs* (Paris 1997)

ebenso wie bei Brunt (1983), Jones (1970) oder Telling (1988) viel über den relativ gut erforschten deutsch-französischen Lehnwortschatz geschrieben ist, nach dem Stichwort *Rhein* aber auch hier vergeblich gesucht wird.

3. Missverständliches und Missverständnisse

Diese Ausgangslage scheint es zu rechtfertigen, nicht die übliche Entlehnungsproblematik zu behandeln, sondern das Thema der kommunikativen Defizite aufzugreifen, dem Institute wie das unsrige und Studiengänge wie die Deutsch-Französischen Studien in Bonn und an der Sorbonne entgegenzuwirken sich zur Aufgabe gemacht haben; im Mittelpunkt sollen das Adagium frz. *araignée du matin, chagrin/araignée du soir, espoir* sowie *chaussures en vair (danser)* und ihre deutschen Äquivalente *Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen; Spinnen am Abend erquickend und labend* respective *in gläsernen Schuhen (tanzen)* dienen, die bis heute, wie ich staunend feststellen musste, immer noch missverstanden werden.

Als ›locution proverbiale‹ verzeichnet der Petit Robert *araignée du matin, chagrin, araignée du soir, espoir* (2003, 93a/b), ohne Datierung und ohne sonstige Markierung, so dass davon auszugehen ist, dass dieses Adagium, das im *Thesaurus galloromanicus*, dem FEW, nicht aufgenommen ist und mithin auch in den Dialektbüchern zu fehlen scheint, noch über kein hohes Alter verfügen dürfte: Allein sprichwörtliches *arègne du matin, c'est chagrin* findet sich in der ersten Fußnote zu Nivelles *arègne* »araignée« (Brabant), wobei – ohne Stellenangabe – noch auf bei Mérimée ausgewiesenes *araignée du matin, chagrin; araignée du soir, espoir* verwiesen wird (FEW 25, 1, 81b, s.v. *araneus*). Was diese sprichwörtliche Verwendung von *araignée* bedeuten soll, konnte mir bisher keiner der frankophonen Studierenden sagen; in der Regel wird auf die in Frankreich angeblich weit verbreitete Arachnephobie verwiesen und ange-

nommen, man müsse diese armen, im Grunde dem Menschen nützlichen Tierchen töten, wenn man ihnen am Morgen begegne, vergleichbar der Begegnung mit schwarzen Katzen, die je nachdem, ob sie von links oder rechts und am Morgen oder am Abend den Weg kreuzten, mal mehr oder weniger Unglück brächten.

Den Schlüssel zur Erklärung der französischen Redewendung liefert das Deutsche, wie sich leicht zeigen lässt: Wenn heute dt. *Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen; Spinnen am Abend, erquickend und labend* auch vielfach, in einer Einführung mit über achtzig Studierenden gar von hundert Prozent ähnlich wie das französische Äquivalent gedeutet wird, dann liegt in diesem synchronischen Verständnis der Redewendung die Erklärung für die heutige Hermeneutik der Redewendung und die im Französischen erfolgte Äquivalenz *Spinnen* mit *araignée(s)*, die historisch keinen Sinn macht. Im Deutschen liegt die substantivierte Form des Verbs *spinnen* vor, die für die heutigen Sprachbenutzer wie auch die galloromanischen Übersetzer homonym zum Plural von *Spinne* »araignée« geworden ist. Gemeint ist, dass das Spinnen am Morgen viel Kummer bereitet, da dem oder, in aller Regel, der Spinnerin noch ein langer, harter Arbeitstag bevorsteht, während die nur am Abend spinnende Person darin einen angenehmen Zeitvertreib erkennen kann. Die Tätigkeit des Spinnens ist allerdings den heutigen Menschen so wenig bekannt, dass der historisch korrekten Verbindung mit der Arbeit am Webstuhl die kryptische Verbindung mit der eher Gefühle des Schauders hervorrufenden, allein durch den Wortkörper deutbaren *Spinne*, frz. *araignée*, vorgezogen wurde, so dass heute in der Ausgangssprache wie in der Zielsprache dieselbe Aussage vorliegt, bzw. gegeben zu sein scheint, die in einem Übertragungsfehler irgendwo an der Sprachgrenze ihren Ursprung hat. Eigentlich müsste das frz. Translat *tistre (tissir, tisser) le matin, chagrin; tistre (tissir, tisser) le soir, espoir* lauten, je nach Datum der Nachbildung.

Den umgekehrten Fall stellt eine bekannte Stelle im Märchen vom Aschenputtel dar, wo von einem armen Mädchen die Rede ist, das die ganze Nacht mit dem Prinzen in *gläsernen Schuhen* tanzte. Zwar weiß man spätestens beim »Wiege, Wiege, Walzerschritt« der Tanzstunde, dass Schuhe beim Tanzen nachgeben müssen, will man elegant über das Parkett dahingleiten. Aber für das Märchen und fiktive Texte scheint diese Erfahrung ausgeblendet, und Glas kann ja auch ein wertvolles Material sein.

Das Geheimnis liegt dieses Mal im Französischen, wo im Märchen vom Cendrillon von *pantoufles de vair* die Rede ist, die bereits Perrault als *pantoufles de verre* verschriftet hat (PRob 2003, 2060b), da ihm wohl der Terminus *vair* aus dem Kürschnerhandwerk, der heute noch in der Bedeutung »une des deux fourrures du blason, composée de petites pièces en forme de clochetons, disposées tête-bêche sur des lignes horizontales« in der Heraldik gebraucht wird.

Dieses *vair* (< lt. *varius* »bunt; verschieden; unbeständig«, FEW 14, 182b) bedeutete »gris-bleu, avec idée de clarté, en parlant des yeux«, aber auch »bigarré (étouffé; plume)« und »fourré avec la peau du petit-gris« sowie »fourrure d'écureuil, combinée en échiquier; fourrure d'hermine, imitée avec la fourrure de belette et peut-être d'autres animaux«, so dass sich bei den als Tanzschuhen gebrauchten *pantoufles en verre (vair)* als Übersetzung »Flickenschuhe; Schuhe aus Fell(resten)« anbietet. Wenn Perrault diese fachsprachliche Verwendung entfallen war, darf man der hessischen Großmutter hugenottischer Abstammung, die den Gebrüdern Grimm die Märchen ihrer frankophon Ahnen erzählte, nicht böse sein, wenn sie [vE{} nicht ganz korrekt mit *gläsern* wiedergab; die Homonyme zu *vair* – *ver*, *verre*, *vers*, *vert* – sind in der Tat zu zahlreich und ohne sprachhistorische Kenntnisse kaum auseinanderzuhalten. Dem Märchen hat – in Frankreich wie in Deutschland – dieses Missverständnis sicher keinen Schaden zugefügt.

Man darf damit festhalten, dass kommunikative Fehlleistungen – auf beiden Seiten – nicht unbedingt Störungen hervorrufen müssen und dass die volkssprachliche Zeichenerklärung selbst dann noch den Austausch über die Sprachgrenzen gestattet, wenn offensichtliche Fehlinterpretationen zumindest für den Philologen vorliegen.

Anders ist dies, wenn unselige Relikte aus der Völkerpsychologie neu instrumentalisiert werden oder auch – wie im Artikel *français* des RobHist – bewusste Geschichtsklitterung betrieben wird (19 , I,). Im *Nouvel Observateur* vom 6.–12. September 2007 konnte man aus der Feder des medial besonders aktiven Lexikographen Alain Rey folgende Darstellung der lexikalischen Entlehnung lesen:

»Dans la marmite qui a concocté le français, il y a le latin écrit et oral, ce dernier étant un créole de latin ... *Caballus* a ainsi éliminé *equus* pour »cheval«, le premier (gemeint: le dernier, C. S.) s'étant conservé dans »équitation«. Pourtant, 30 % des ingrédients viennent du germanique. C'est ce que j'appelle »la grande métisserie« latino-germanique. Le mot »guerre« est francique, le mot »paix« latin. Ce n'est pas un hasard. L'Empire romain est un système violent mais pacificateur. Il cherche à gérer alors que le système germanique, qui va engendrer la féodalité, est un système où la guerre et l'invasion sont fondamentales. Mais, parfois, les envahisseurs deviennent des gestionnaires qui se sédentarisent, à l'exemple des Francs« (2007, 85b).

Der Text wurde offenbar nicht als anstößig empfunden, denn Leserschriften verzeichneten die folgenden Hefte des *Nouvel Obs* nicht.

Bei Reys Ausführungen, die inhaltlich falsch sind, handelt es sich nicht um Missverständnisse, sondern eine heute leider immer noch weit verbreitete ideologische Strategie, die auf der Instrumentalisierung von Halbwahrheiten basiert:

- es steht für jeden Romanisten fest, dass die romanischen Sprachen bei der gegebenen grammatischen Konstanz ein Kontinuum des Lateins bilden und keine Kreolsprachen sein können;
- mit einem Wort lässt sich der Beitrag von Sprachen nicht charakterisieren: Gerade weil das römische Kaiserreich keine *bella iusta* mehr inszenierte und von Kampagnen gegen die Schwächeren nach dem Aeneis-Motto *tu regere imperio populos Romane memento / hae tibi erunt artes pacifique imponere mores / parcere subiectis et debellare superbos* lebte, hatte das Wort *bellum* seinen Verwendungsbereich verloren, so dass anfrk. **werra* »Wirren, Streit« (FEW 17, 567), das auch in engl. *war* fortbesteht, als die passendere Bezeichnung für die dauernden Fehden (Rohlf's 1971) erscheinen musste;
- Alain Rey ist auch sicher nicht entgangen, dass anfrk. **treuwa* »Vertrag« in port. *tregoa*, sp. *tregua*, aokz. *trega*, afrz. *true* und nfrz. *trêve* weiterlebt und sogar von der Kirche in der fachsprachlichen Verwendung *trêve de Dieu* »institution par laquelle l'Eglise suspendait les guerres [...]« adoptiert wurde: kein vernünftiger Mensch käme auf den Gedanken, die Römer seien zu korrekten Verträgen nicht fähig gewesen, wie dies der Analogieschluss zu Alain Reys Ausführungen nahelegen würde.

Die Zeit, da subkutan Vorurteile vermittelt und unter dem Deckmantel der Wissenschaft einem breiteren Publikum bekannt gemacht wurden, sollte endlich vorbei sein: Wenn bei der Tour de France mehr von *dopage* / *Doping* als vom Radsport die Rede ist, darf man nicht die Zulus dafür verantwortlich machen, aus deren Sprache der Stamm [dop-] stammt, noch die Engländer, aus deren Sprache *doping* als *etymologia proxima* in die europäischen Idiome unterschiedlichster Genealogie entnommen wurde. Auch zahlreiche sog. Einsichten und Folgerungen der *grammaire contrastive* wie insbesondere der von Wundt (³1911–1920) inaugurierten Völkerpsychologie sind aufzugeben, was voraussetzt, dass sie als textkonstituierende Grundlagen in Presseprodukten erkannt und von einem entsprechend sensibilisierten Publikum stigmatisiert werden (Schmitt 2004).

Der internationale Studiengang Bonn/Sorbonne legt großes Gewicht auf ein besseres Verständnis der wechselseitigen Positionen und hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Studierenden zu befähigen, sprachliche wie geistige Produkte aus den Gebieten diesseits und jenseits des Rheins kritisch zu analysieren und etwa bestehende Ideologien zu erkennen.

Missverständnisse wird es immer wieder geben, aber die Beispiele vom *Aschenputtel* mit den *gläsernen Schuhen* und der *araignée du matin* haben gezeigt, dass sich damit eigentlich recht gut leben lässt, im Gegensatz zu manipulativen Aussagen, die darauf angelegt sind, wider besseres Wissen sprachliche und kulturhistorische Phänomene zu instrumentalisieren und die Linguistik,

eine penibel beschreibende Geisteswissenschaft zu einem ideologischen Zwecken dienenden Medium zu pervertieren.

4. Bibliographie

- Brunt, Richard James (1983), *The Influence of the French Language on the German Vocabulary (1649–1735)*, Berlin/New York.
- Buisson, Jean-Christophe (2007), »Romans historiques: une passion française«, in: *Le Figaro magazine*, 1959, du 28 juillet, 47–48.
- Conseil international de la langue française (1989; ed.), *Les relations entre la langue allemande et la langue française*, Paris.
- Daniel, Jean (2007), »Ces étrangers qui ont fait la France«, in: *Le Nouvel Observateur* 2229, du 26 juillet au 1^{er} août, 46–47.
- Etchegoin, Marie-France/Courage, Sylvain (2007), »100 lieux qui ont fait la France«, in: *Le Nouvel Observateur* 2229, du 26 juillet au 1^{er} août, 6–7.
- FEW = Walther von Wartburg, *Französisches Etymologisches Wörterbuch*, Leipzig/Bonn/Tübingen/Basel, 1922–2005, 25 Bde.
- Jones, William Jervis (1976), *A Lexicon of French Borrowings in the German Vocabulary (1575–1648)*, Berlin/New York.
- Logeart, Agathe/Bazin, François (2007), »La République enracinée«, in: *Le Nouvel Observateur* 2229, du 26 juillet au 1^{er} août, 32–34.
- Muller, Bodo (1985), *Le français d'aujourd'hui*, Paris.
- Renan, Ernest (1934), *Qu'est-ce qu'une nation?* Portrait par Georges Gorvel, Paris.
- Rey, Alain (2007), »Français: mille ans de bravitude«, propos recueillis par Gilles Anquetil, in: *Le Nouvel Observateur* 2235, du 6 au 12 septembre, 84–85.
- Rohlf, Gerhard (1971), *Romanische Sprachgeographie*. Geschichte und Grundlagen. Aspekte und Probleme mit dem Versuch eines Sprachatlas der romanischen Sprachen, München.
- Schmitt, Christian (1997), »Vulgärlatein und germanisches Superstrat. Erkenntnisse und Lehren aus einem Humanistenstreit über Etymologie«, in: Czaplá, Beate/Lehmann, Thomas/Liell, Susanne/ (edd.), *Vir bonus dicendi peritus*, Festschrift für Alfons Weische, Wiesbaden, 371–379.
- Schmitt, Christian (²2000), »Sprach- und Nationenbildung in Westeuropa (bis zur Jahrtausendwende)«, in: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (edd.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Berlin/New York, 1015–1030.
- Schmitt, Christian (2004), »Sprachliches Handeln und Verantwortlichkeit – Ziel und Zweck linguistischer Analysen von Medienprodukten«, in: Winfried Lenders (ed.), *Medienwissenschaft. Eine Herausforderung für die Geisteswissenschaft*, Frankfurt (e.a.), 15–49.
- Telling, Rudolf (1988), *<Französisch> im deutschen Wortschatz. Lehn- und Fremdwörter aus acht Jahrzehnten*, 2. Auflage, Berlin.
- Walter, Henriette (1997), *L'aventure des mots français venus d'ailleurs*, Paris.

Wiegand, Herbert Ernst (2001), »Fremdwörterbücher und Sprachwirklichkeit«, in: *Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel*, hgg. von Gerhard Stickel, Berlin/New York, 59–88.

Wundt, Wilhelm (³1911–1920), *Völkerpsychologie*, 10 Bde, Leipzig.